

Herbert Lipsky
Tod in Sizilien
Ein Mafiaroman



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2021

1. Auflage November 2021

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Layout und Satz: textzentrum graz

Covergestaltung: Wolfram Orthacker

Coverbild: Privatarchiv Herbert Lipsky

Druck und Bindung: Totem

ISBN: 978-3-903322-47-9

Herbert Lipsky

Tod in Sizilien

Ein Mafiaroman

Paolo

1950 Corleone – Palermo

An einer Passstraße der Monti Sicani zwischen Palermo und Agrigent liegt das Städtchen Corleone. Sanfte Hügel prägen diese Landschaft, immer wieder erheben sich aber auch steile Felsformationen oder eine Kuppe endet in einem felsigen Abbruch. Zwei Felsen ragen hier wie Zwillinge empor: einer liegt östlich der Ortschaft bei der Burg Soprano und den Überresten des alten sarazenischen Wachturms, während der andere sich in der Mitte des Ortes befindet, ein mächtiger, von der gegenüberliegenden Felswand herabgestürzter Kalksteinblock, auf dem die mittelalterliche Burg errichtet wurde, die heute den Franziskanern als Eremitage dient. Zu Füßen des Castello Soprano stürzt die Cascata delle Due Rocche hinunter; das Wasser kommt von einem kleinen See. Der Wasserlauf fließt in einer engen Schlucht dahin. Auf den Feldern um Corleone wird hauptsächlich Getreide angebaut, auf den Wiesen sieht man Schafe weiden. Im Sommer nach der Ernte sind die Felder braun, im Winter nach der Aussaat leuchten sie grün. In der Nähe der Stadt liegt der Bosco della Ficuzza, das größte zusammenhängende Waldgebiet im Hinterland von Palermo. Der Bourbone Ferdinand IV. hatte sich hier einst ein Jagdschloss erbauen lassen.

Seit vielen Generationen hatte die Familie Spadaro am Rande von Corleone einen Besitz. Die Felder und die Weingärten waren verpachtet, das herrschaftliche alte Haus diente ihnen als Landsitz. Das Grundstück war teilweise

von Wald umrahmt, öffnete sich aber zu den Feldern hin. Dahinter ragte ein Felsen auf. In den Schulferien und über die Feiertage kamen die Spadaros gerne nach Corleone, denn Palermo war 1950 eine schmutzige und hässliche Stadt. Die bei der Landung der Alliierten angerichteten Bombenschäden waren noch nicht beseitigt, die Straßen mit Schlaglöchern übersät, die Fassaden der Häuser am Hafen wiesen Einschusslöcher auf, um die zerstörten Gebäude herum waren nur Bretterzäune errichtet worden und zwischen den Schutthaufen hatten sich arme Menschen Hütten gezimmert, in denen sie hausten. Den Spadaros ging es besser, denn sie wohnten in einer alten Villa im Stadtteil Conca d'Oro, dem »goldenen Becken«, das zwischen sanften Hügeln lag und sich zum Meer hin wie eine Muschel öffnete. Hier waren die Zerstörungen geringer ausgefallen als in der restlichen Stadt. Nach der Eroberung Siziliens durch die Araber im Jahre 831 war dieser fruchtbare Landstrich zu einem Zentrum des Zitrusfruchtanbaus geworden, und in Gärten inmitten von Palmenhainen und Zitronen- und Orangenplantagen standen Villen und schöne Häuser.

Avvocato Tommaso Spadaro hatte seine Familie mit dem Zug vorausgeschickt, er selbst wollte am Donnerstag mit dem Auto nachkommen. Paolo, sein Sohn, hatte sich schon auf Ostern in Corleone gefreut. Er liebte das Haus und hatte einige gleichaltrige Freunde unter den Söhnen ihrer Pächter gefunden. Vor allem aber freute er sich auf seinen Onkel Salvatore, einen noch jungen Mann, der ihm, neben anderen Dingen, auch das Schnitzen beigebracht hatte. Er konnte nun einen Stock verzieren, Pfeil und Bogen basteln und eine Steinschleuder zusammenbauen. Salvatore war der Cousin seines Vaters und hatte

seinen eigenen Vater sehr früh verloren. Er war nicht sehr groß, aber kräftig, hatte breite Schultern und eine breite Stirn, seine Augen waren schwarz und er trug ein schmales Oberlippenbärtchen.

Salvatore arbeitete für den Geschäftsmann Luciano Ligio. Paolo durfte ihn manchmal begleiten, wenn er mit einem Lieferwagen durch die Gegend fuhr und Lebensmittel und andere Waren zustellte. Auf einer dieser Fahrten bemerkte er, dass Salvatore unter dem Sitz eine kurze Flinte liegen hatte. Er bat, sie angreifen zu dürfen. Salvatore hielt bei einem Waldstück an, ließ ihn die Flinte in die Hand nehmen und zeigte ihm, wie sie zu laden und zu handhaben war. Paolo durfte sogar auf einen Stein schießen. Der Rückstoß warf ihn beinahe um.

»Die habe ich immer dabei«, sagte Salvatore, »denn es gibt hier viele Schurken.«

Paolo ging in die vierte Klasse der Volksschule und würde im Herbst auf die höhere Schule wechseln. Er war ein aufgeweckter Junge, seinen Eltern und seiner kleinen Schwester Rosalie sehr zugetan. Er lernte leicht und wollte einmal wie sein Vater *avvocato* werden. Oft begab er sich nach der Schule zur Kanzlei seines Vaters und wartete im Vorzimmer auf ihn, bis dieser mit der Arbeit fertig war. Paolo beobachtete die Männer, die in der Kanzlei aus- und eingingen. Sie gefielen ihm nicht, vor einigen fürchtete er sich sogar ein wenig.

Er fragte seinen Vater, ob es böse Männer wären. »Einige von ihnen haben schon etwas angestellt, aber auch ihnen muss man helfen. Sie zahlen gut, davon leben wir.«

Als der *avvocato* am Donnerstagabend in den Hof einfuhr, begrüßte er seine Familie herzlich wie immer, aber sei-

ne Miene war ernst und nach dem gemeinsamen Abendessen zog er sich bald in sein Zimmer zurück. Etwas schien ihn zu belasten. Seine Frau folgte ihm und Paolo schlich ihr heimlich hinterher. Er lauschte an der Tür, denn er wollte wissen, worüber seine Eltern sprachen.

Er hörte seine Mutter mit besorgter Stimme fragen: »Glaubst du, dass für dich Gefahr besteht?«

Darauf sein Vater: »Nicht hier in Corleone, hier stehen wir unter dem Schutz der Familie, aber ich muss erst noch mit Navarro sprechen. Ich glaube schon, dass ich ihn beruhigen kann.«

Am Karfreitag wollten die Spadaros wie jedes Jahr an der Prozession teilnehmen, bei der Statuen von Heiligen durch die Straßen getragen wurden. Die Bewohner von Corleone und die Bauern aus der Umgebung standen dicht gedrängt am Straßenrand und verfolgten die farbenfrohe Prozession. Zu diesem Anlass waren alle festlich gekleidet, die meisten führten ihre alten sizilianischen Trachten an: lange Röcke die Frauen und enge Kniehosen die Männer. Es war üblich, dass die Männer, die in der Prozession mitgingen, Kapuzen trugen.

Die Spadaros waren früh aufgestanden und hatten ihre Festtagskleidung bereitgelegt. Paolo, der eigentlich nicht mitgehen wollte, legte missmutig seinen Anzug an. Er bat die Eltern um Erlaubnis, vor der Abfahrt noch kurz in den Wald hinter dem Haus zu gehen. Er hatte sich dort am Vortag einen Unterschlupf aus Ästen gebaut und sein Messer liegen gelassen.

»Ja, aber beeil dich, wir fahren pünktlich in 10 Minuten los«, sagte sein Vater.

»Mach dich und deinen Anzug nicht schmutzig«, rief ihm seine Mutter hinterher.

Das sollten die letzten Worte sein, die er von ihnen hörte.

Es dauerte eine Zeit, bis er das Messer gefunden hatte, und das rettete ihm das Leben. Gerade als er sich auf den Rückweg machen wollte, hörte er Schreie und kurz darauf fielen mehrere Schüsse, dann herrschte gespenstische Stille. Nach einer Weile heulte ein Automotor auf, dann war es auf einmal wieder totenstill.

Er war bei den Schreien und Schüssen wie eingefroren stehen geblieben und hatte sich nicht bewegt. Langsam löste er sich aus seiner Erstarrung und ging wie in Zeitlupe einen Fuß vor den anderen setzend zum Haus zurück. Ihm schien der Weg furchtbar lang, und er war vor Angst wie gelähmt. Kein Laut war zu hören, selbst die Vögel waren verstummt.

Als er durch das Tor trat, sah er das Auto seines Vaters mitten im Hof stehen, vor der geöffneten Tür lag jemand in einer Blutlache. Auf der Treppe, die vom Haus zum Hof hinunterführte, waren zwei bunte Gewänder ausgebreitet. Paolo ging zuerst zum Wagen und erkannte in der Gestalt am Boden seinen Vater. Er kniete sich nieder, berührte die noch warme Stirn, dann tauchte er seinen Finger in die Blutlache. Er wagte es nicht seinen Kopf zu wenden und zur Treppe hinzusehen. Dann bog ein Auto in den Hof ein, eine Staubfahne aufwirbelnd, jemand nahm ihn in die Arme, es war Salvatore.

»Wenigstens du bist am Leben geblieben, *tesoro*.«

Salvatore hielt Paolo an sich gedrückt und sie gingen gemeinsam Richtung Treppe. Seine schöne Mutter lag dort, ihr buntes Kleid war wie die Flügel eines Schmetterlings ausgebreitet. In ihrem Gesicht stand Entsetzen, ihr Mund war wie zu einem Schrei geöffnet. An ihrer Brust

war ein Blutfleck zu sehen. Neben ihr lag Rosalie mit dem Gesicht nach unten, das Kleid war ihr bis zum Hals hinaufgerutscht.

»Wir können nichts mehr für sie tun. Du musst schnell weg von hier, ich muss dich in Sicherheit bringen.«

Salvatore hob den immer noch erstarrten Paolo ins Auto, hieß ihn sich am Boden niederkauern und deckte ihn mit einer Plane zu. Er fuhr los, aber nicht zurück in das Dorf, aus dem er gekommen war, sondern nach Palermo. Nach ein paar Kilometern Fahrt durfte sich Paolo aufsetzen. Beide sprachen kein Wort. Als sie den Stadtrand von Palermo erreichten, musste Paolo sich wieder verstecken. Schließlich hielt der Wagen an und er durfte aussteigen. Sie befanden sich in einem kleinen Innenhof.

Salvatore nahm Paolo an der Hand und ging mit ihm in das Haus hinein, wo eine Frau das Kind wortlos in Empfang nahm und es in einen großen abgedunkelten Raum führte. Sie reichte ihm eine Tasse mit einem warmen Getränk, das er langsam trank, streichelte ihm über den Kopf und brachte ihn dann in eine kleine Kammer, in der sich ein Bett befand.

»Leg dich hin, du wirst erschöpft sein.«

Paolo ließ sich auf das Bett fallen und wurde plötzlich von einem heftigen Schüttelfrost erfasst. Die Frau hüllte ihn in eine dicke Decke, aber es schüttelte ihn weiter. Sie flößte ihm einen Löffel einer scharfen Flüssigkeit ein, die furchtbar in der Kehle brannte, doch sie schien zu wirken, denn das Zittern hörte auf und er schlief ein.

Mitten in der Nacht fuhr er hoch, Schreie und Schüsse hatten ihn aus dem Schlaf gerissen. Er saß zitternd im Bett, er wollte schreien, brachte aber keinen Laut heraus. Er ging zum Fenster und sah hinaus. Mond und Sterne erleuchte-

ten die Nacht, es war so hell, dass das Mondlicht Schatten warf. Im Hof stand das Auto von Salvatore. Er war also hier, er würde ihn beschützen. Dass es seine Familie nicht mehr gab, hatte er noch nicht richtig begriffen. Er legte sich wieder ins Bett und verfiel in einen unruhigen Schlaf. Als er aufwachte, schien bereits die Sonne durch das Fenster. Er stand auf und ging in das Nebenzimmer. Salvatore und die Frau saßen am Tisch. Paolo setzte sich zu ihnen. Salvatore umarmte ihn.

»Muss ich jetzt auch sterben?«

»Nein, wir passen auf dich auf. Du musst jetzt ein paar Tage im Haus bleiben, damit die bösen Männer dich nicht finden.«

Salvatore kam mindestens einmal am Tag vorbei. Er war im Haus der Spadaros in Palermo gewesen, das er verwüstet vorgefunden hatte. Kleidung, Bücher und Schulsachen von Paolo hatte er zusammengesucht und ihm diese mitgebracht.

»Paolo, du musst Palermo verlassen, denn die Feinde deines Vaters suchen dich. Sie wollen deine ganze Familie auslöschen und sich all euren Besitz aneignen. Unsere Familie ist im Moment zu schwach, um etwas dagegen zu unternehmen. Aber irgendwann werden wir Rache üben und du wirst uns dabei helfen. Jetzt bist du noch zu jung dafür. Ein Freund wird dich nach Amerika bringen, dort wirst du bei einer Cousine deiner Mutter leben. Ich hole dich zurück, wenn die Zeit reif ist. Du wirst in Amerika auch einen anderen Namen annehmen, denn der Arm unserer Feinde reicht weit. Bist du einverstanden?«

»Ich mache alles, was du sagst«, stammelte Paolo.

So geschah es, dass Paolo mitten in der Nacht mit Salvatore und einem schweigsamen und finster blickenden Mann

ein Frachtschiff bestieg. Der Mann brachte sie in eine kleine Kabine. Salvatore stellte den Koffer auf den Boden und überreichte Paolo zum Abschied ein Fotoalbum.

»Der Kapitän wird dich nach der Ankunft deinen Verwandten übergeben. Und ich werde dich in Amerika besuchen kommen«, versprach er.

Paolo blieb auf dem schmalen Bett sitzen, Tränen liefen über seine Wangen und ein Schluchzen zerriss beinahe seine Brust. Er hörte die Ankerketten rasseln und den starken Motor des Schiffes brummen. Das Schiff legte ab und man konnte den Seegang spüren, bald waren sie auf dem offenen Meer. Paolo stand auf und ging nach oben. Kisten mit der Aufschrift *Mamma Mia Importing Company* standen an Deck, Menschen waren keine zu sehen. Paolo stellte sich an die Reling. Es war bereits so hell, dass er den Hafen von Palermo sehen konnte, dann begann das Land langsam zu verschwimmen. Sein Herz zog sich zusammen und erneut stiegen ihm Tränen in die Augen. Als ein Matrose auf ihn zukam, wischte er die Tränen weg.

»Komm mit, Kleiner«, redete der Matrose ihn freundlich an.

Gemeinsam begaben sie sich ins Innere des Schiffes, in einen Raum, wo einige Männer beisammensaßen und ihr Frühstück einnahmen. Sie hießen Paolo am Tisch Platz nehmen. Schüchtern setzte er sich zu ihnen, nahm ein Stück Brot und trank einen Becher warmen Tee. Die Männer unterhielten sich über ihn.

»Seine Eltern sind gestorben, er muss nun zu Verwandten nach Amerika.«

»Armer Bursche. Er schaut so traurig drein.«

Paolo zog sich bald wieder in seine Kabine zurück und nahm seine Schultasche aus dem Koffer. Den Inhalt brei-

tete er auf seinem Lager aus. Er las in seinen Büchern und stellte sich vor, dass er in der Schule sei und nach der Schule zu seinem Vater in die Kanzlei gehen würde. Dann würden sie miteinander nachhause fahren. Wieder begann er zu weinen.

Ein unbeschriebenes Heft fand sich, er schrieb seinen Namen auf den Umschlag und dann noch »Tagebuch« dazu. Ein solches wollte er von nun an führen.

Als es ihm in seiner Kabine zu eng wurde, ging er wieder hinauf an Deck, um sich umzusehen. Ein junger Matrose, der gerade Kisten umstellte, drückte ihm ein paar Orangen in die Hand. Sie setzten sich nebeneinander auf eine Kiste und schälten die Früchte. In das Schweigen hinein fragte der Matrose: »Kannst du Knoten mit Tauen machen?«

Paolo schüttelte den Kopf. Der Matrose nahm eine dicke Schnur und zeigte ihm einige Knoten, die Seeleute machen und die sie auch bei ihrer Arbeit brauchen. Paolo versuchte es auch und stellte sich geschickt an. Das war der Beginn einer Freundschaft. Giovanni, so hieß der Matrose, verbrachte von nun an seine freien Stunden meist mit Paolo. Er brachte ihm verschiedene Knoten bei und Paolo war ganz fasziniert. Er begann nun auch mit den anderen Matrosen zu sprechen, machte sich in der Kombüse nützlich, half dem Koch, schnitt Gemüse, kochte Sugo, deckte die Teller auf und räumte nach dem Essen ab. Die Männer mochten ihn und versuchten ihn ein wenig aufzuheitern. Sie schenkten ihm alle möglichen Dinge, die größte Freude hatte er mit einem Messer. An einem Abend spielte einer auf einer Gitarre, ein anderer spielte die Maultrommel. Giovanni, der aus Trapani stammte, sang Lieder aus seiner Heimatstadt. Paolo bekam Heimweh.

1950 New York

In New York legten sie am Frachthafen an. Nachdem die Hafenzollerei und die Zöllner an Bord gewesen waren, wurde die Ladung gelöscht und die Matrosen bekamen Landgang, so auch sein Freund Giovanni. Sie machten sich schön, rasierten sich und zogen gut gelaunt los. Paolo blieb allein in seiner Kabine zurück. Der Mann, der ihn in Palermo an Bord gebracht hatte, weckte ihn mitten in der Nacht auf. Er musste sich anziehen und seine Sachen packen, dann verließen sie das Schiff. Ohne kontrolliert zu werden, kamen sie aus dem Hafengelände hinaus. Auf der Straße wartete ein Auto, so groß wie Paolo es nie zuvor gesehen hatte. Der Mann gab ein Zeichen, eine Frau stieg aus dem Wagen und kam auf sie zu.

Sie war blond wie seine Mutter und sah ihr auch sonst ein wenig ähnlich, war aber nicht so schön wie diese. »Ich bin deine Tante Laura«, begrüßte sie ihn und umarmte ihn herzlich. »Komm, stell dein Gepäck in den Kofferraum und mach es dir auf der Rückbank bequem.« Sie fuhren über eine große Brücke und durch endlose Straßenzüge. In der Ferne leuchteten die Wolkenkratzer von Manhattan. Endlich hielten sie vor einem Haus. Als sie aus dem Wagen stiegen, ging die Tür auf und ein Mann mit Schnurrbart kam die Treppe herunter. »Das ist dein Onkel Bernardo«, erklärte ihm Laura. Bernardo klopfte Paolo auf die Schulter und sagte: »Benvenuto in New York«.

Nach dieser Begrüßung wurde er in ein Zimmer im ersten Stock geführt.

»Hier wirst du von nun an wohnen«, sagten sie ihm. Paolo war zu müde, um sich umzusehen.

Laura half ihm beim Ausziehen, zeigte ihm das Badezimmer, gab ihm eine Zahnbürste und legte ihm einen Pyjama hin.

»Schlaf dich erst einmal aus, wir sehen uns dann morgen beim Frühstück.«

Paolo fiel in einen tiefen und traumlosen Schlaf, keine schwarzen Männer bedrängten ihn, auch das Bild seiner toten Familie tauchte in dieser Nacht nicht in seinen Träumen auf.

Der amerikanische Zweig der Spadaros war während des Mussolini-Regimes ausgewandert. Der eiserne Präfekt Cesare Mori war damals rigoros gegen die Mafia vorgegangen und der Großvater der Familie, bei der Paolo nun lebte, musste als »Ehrenmann« für kurze Zeit ins Gefängnis. Als er wieder freikam, wanderte er mit seiner Frau und seinem Sohn in die Staaten aus. In New York ließen sie sich zunächst in Little Italy, in der Nähe der Mulberry Street nieder. Sie machten eine Pizzeria auf und hatten dank ihrer »familiären« Verbindungen bald genügend Kapital, um weitere Pizzerien zu eröffnen. Bereits kurz nach ihrer Ankunft in der neuen Heimat hatten sie ihren Namen amerikanisiert und nannten sich nun *Spade*.

Die Familie zog dann nach Brooklyn, ins Einwandererviertel Bensonhurst. Im frühen 20. Jahrhundert hatten sich in diesem Viertel zu etwa gleichen Teilen arme jüdische und italienische Einwanderer angesiedelt. Durch die Einwanderungswelle aus Süditalien in den 1950er Jahren veränderte sich das demographische Gleichgewicht, was dazu führte, dass die jüdische Bevölkerung diesen Stadtteil verließ und Bensonhurst sich zum Little Italy von Brooklyn entwickelte. In der 18th Avenue, die eine der

wichtigsten Einkaufsstraßen war, gab es eine Reihe von italienischen Betrieben, und so besaßen die Spades bald auch hier einige Pizzerien.

Als Paolo am nächsten Morgen zum Frühstück in die Küche hinunterging, stand Tante Laura am Herd, am Tisch saß ein kleines Mädchen, das aus einem Becher Milch trank und ihn neugierig anschaute.

»Guten Morgen Paolo, ich hoffe, du hast gut geschlafen. Möchtest du Cornflakes mit Milch?«, fragte Lauras ihn auf Italienisch.

»Ich kenne das nicht.«

»Versuch es einmal.«

Sie stellte ihm eine Schüssel hin, schüttete Cornflakes hinein und goss etwas Milch darüber. Er nahm einen vollen Löffel in den Mund – es schmeckte ihm. Er sah sich in der Küche um. Alles war hell und bunt, das Geschirr, die Möbel, die Wände. Einen Kühlschrank und einen Herd, wie es ihn hier gab, hatte er noch nie zuvor gesehen. Laura stellte einen Teller mit einigen Scheiben getoastetem Weißbrot und Marmelade auf den Tisch und setzte sich dann auch hin. Das kleine Mädchen kletterte auf ihren Schoß.

»Ich weiß, es ist für dich alles ein wenig viel auf einmal. Ich werde den heutigen Tag mit dir verbringen und dir einmal das Haus und die Gegend hier zeigen. Übrigens, das ist die kleine Maria.«

»Hallo Maria«, lächelte Paolo das Mädchen an und machte sich dann mit Appetit über sein Frühstück her. Kurz darauf kam eine junge Frau und begann im Haus aufzuräumen und staubzuzugeln. Er ging ins Badezimmer, um sich die Zähne zu putzen, und dann zurück in sein Zimmer. Auf seinem Bett lagen neue Kleider, die in Farbe und Machart

ganz anders waren als die Sachen, in denen er gekommen war. Er zog sie an und betrachtete sich im Spiegel – ein fremder Junge blickte ihm entgegen.

An der Seite seiner neuen Tante verließ er wenig später das Haus. Alles hier war anders als in Palermo: die Straßen waren sauber, kein Unrat lag herum, die Menschen waren gut gekleidet und wohlgenährt. Die Autos waren riesig und an den Karosserien blitzte Chrom. Die Auslagen der Geschäfte waren voll mit Waren. An einer Straßenecke befand sich ein mehrstöckiges Einkaufszentrum, in dem Tante Laura einige Besorgungen machen wollte. Paolo kam aus dem Staunen nicht heraus: hier gab es alles, was das Herz begehrt, von Küchengerätschaft bis zu Kleidung. Tante Laura kaufte Kleider, Bücher und Hefte für ihn und dann noch ein paar Küchenutensilien. Sie ließ an der Kassa alles einpacken, der Lieferservice würde die Pakete zustellen.

»Komm, ich muss dich noch jemandem vorstellen«, verkündete Laura, als sie auf dem Heimweg beim Nachbarhaus anlautete. Eine ältere Dame öffnete die Tür.

»Good morning, Mrs. Finkelstein, this is my nephew Paul.«

Die alte Dame hatte weißes Haar und freundliche blaue Augen. Sie gab Paolo die Hand.

In einem etwas merkwürdigen Italienisch sagte sie: »Ah, das ist der Junge, von dem Sie gesprochen haben. Er schaut nett aus, er kann gleich morgen Vormittag zu mir kommen.«

»Mrs. Finkelstein wird dich in Englisch unterrichten, sie war einmal Lehrerin«, erklärte Laura. »Also dann bis morgen«, verabschiedeten sie sich.

Zuhause führte sie Paolo durch alle Räume und erklärte ihm die Hausordnung.

»Eine wichtige Sache zuerst: Du heißt ab jetzt nicht mehr Paolo Spadaro, sondern Paul Spade. Du wurdest auch nicht in Sizilien geboren, sondern hier in New York. Deine Eltern sind bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen, deswegen haben wir dich aufgenommen. Im Herbst wirst du hier in der Nähe in die Schule gehen. Erzähle keinem Menschen, was in Sizilien passiert ist. Wenn man dich fragt, wer deine Eltern waren, sagst du, dass du so traurig bist und nicht darüber sprechen willst. Die Leute, die deine Eltern und deine Schwester getötet haben, sind auch hier in Amerika einflussreich. Sie wissen Gott sei Dank nicht, was aus dir geworden ist, und so soll es auch bleiben. Du hast jetzt übrigens noch eine Schwester, sie heißt Tina und ist zwei Jahre älter als du. Du wirst sie heute Abend kennenlernen.«

Onkel Bernardo war etwas kleiner als seine Frau und sah mit seinen dunklen Augen, den schönen weißen Zähnen, den schwarzen Haaren und seinem Schnurrbart sehr italienisch aus. Beim Essen machte er öfters Scherze und lachte selbst am herzlichsten darüber. Am Abend kam wie angekündigt Tina nachhause. Sie geriet eindeutig nach ihrem Vater, war schwarzhaarig und dunkeläugig, überaus lebhaft und konnte kaum ruhig sitzen. Die Erlebnisse ihres Tages sprudelten nur so aus ihr heraus. Von Paul, wie er sich ihr vorstellte, nahm sie kaum Notiz. Die kleine Maria, die blond war wie ihre Mutter, lächelte Paul hingegen immer wieder an. Das Italienisch, das die Familie sprach, kam Paul sehr komisch vor, es war immer von englischen Ausdrücken durchsetzt und auch ihre Aussprache erinnerte nur sehr entfernt an die Sprache, mit der er aufgewachsen war. Er selbst beteiligte sich an diesem Abend kaum an den Gesprächen, und wenn er gefragt wurde, gab er nur kurze Antworten.

Am nächsten Tag nahm Paul sein Leben als Amerikaner auf. An den Vormittagen ging er zu Mrs. Finkelstein, die ihm mit großer Geduld und viel Erfahrung Englisch beibrachte, an den Nachmittagen lernte er dann zuhause eifrig die neuen Vokabeln. Danach ging er spazieren und erkundete langsam und neugierig die nähere Umgebung. Er spazierte durch die großen Parks und schaute nach Manhattan hinüber. Endlose Autoschlängen wälzten sich durch die Straßen und über die große Brücke. In der Nähe ihres Hauses befand sich auch ein Kino. Er betrachtete die Plakate und die Fotos der Filme, die dort gezeigt wurden, versuchte die Titel zu verstehen und sprach sie laut nach. Zuhause spielte er manchmal mit der kleinen Maria; sie zeigte ihm ihre Bilderbücher, las ihm daraus vor und besserte sein Englisch aus. Hingegen war es ihm nicht möglich, zu Tina einen Kontakt aufzubauen. Sie ignorierte ihn völlig und richtete kein einziges Mal das Wort an ihn. Onkel und Tante waren sehr nett zu ihm und bemüht, ihn bei der Eingewöhnung in sein neues Leben zu unterstützen. Beide waren zwar bereits in Amerika geboren, aber sie wussten zahlreiche Geschichten davon zu erzählen, wie es ihren Familien anfangs ergangen war. Ihm war es hingegen unmöglich, etwas von seiner Heimat und seiner Familie zu erzählen.

Als er sich nach einigen Wochen schon etwas eingelebt hatte, nahm ihn Onkel Bernardo in seine Pizzeria mit und zeigte ihm voll Stolz das Lokal, das mit italienischen und sizilianischen Flaggen geschmückt war.

»Das hier ist die sizilianische Flagge, weißt du, warum sie so aussieht?«

Paul nickte, er hatte die Geschichte der Flagge von seinem Vater erzählt bekommen. Die sizilianische Flagge

existierte seit 1282, als sich die Sizilianer gegen Karl von Anjou auflehnten, 8.000 Franzosen niedermetzelten und sie vertrieben. Das nannte sich die *Sizilianische Vesper*. In der Mitte der rot-gelben Fahne ist eine Triskele mit einem verzierten Kopf dargestellt. Die drei Beine, die vom Kopf ausgehen, symbolisieren die drei Eckpunkte Siziliens. Das Haupt ist das der Medusa, das Rot steht für Palermo und das Gelb für Corleone, das waren die beiden Städte, die sich zuerst gegen die Franzosen aufgelehnt hatten.

»Wir Sizilianer haben uns nie unterkriegen lassen, nicht wahr«, lachte sein Onkel.

»Kann ich dir im Lokal helfen?«, fragte Paul, als sie nachhause fuhren.

»Gerne, wenn du einmal gut genug Englisch kannst.«

Nach zwei Monaten begann Paul sich an den Nachmittagen in der Pizzeria nützlich zu machen. Er hatte das Gefühl, als Dank für seine Aufnahme etwas zurückgeben zu müssen. Er räumte die Tische ab und brachte den Besuchern Wasser, Wein und Olivenöl. Er sah auch beim Pizzabacken zu. Mit zunehmenden Sprachkenntnissen nahm er sogar Bestellungen auf. Dafür bekam er einige Cent Trinkgeld, die er alle in eine Sparbüchse warf. Onkel Bernardo kam hin und wieder vorbei und nickte ihm freundlich zu.

Tina hatte nach einer Weile ihre Ablehnung ihm gegenüber abgelegt und unterhielt sich nun manchmal mit ihm. Im Herbst sollte Paul auf die Junior High School gehen, und er war froh, wenn Tina ihn über die verschiedenen Schulgebräuche informierte. Man war auch übereingekommen, seinetwegen in der Familie nur Englisch zu sprechen, damit er in der Lage sein würde, dem Unterricht problemlos zu folgen.

Die Herzlichkeit, mit der alle in der Familie einander zugetan waren, konnte man fühlen. Die Eltern hatten sich

ihre Pflichten streng geteilt und keiner mischte sich in die Bereiche des anderen ein. Der Mann war für die Geschäfte zuständig, die Frau für Haus, Küche und Kinder. Sie waren eine gläubige katholische Familie und gingen jeden Sonntag in die Kirche, wo sie auch beichteten und die Kommunion empfingen.

Nach einigen Monaten holte er an einem Abend sein Fotoalbum heraus und zeigte ihnen die Fotos von seiner Familie. Er konnte sie nun schon anschauen, ohne dass ihm gleich die Tränen kamen. Auf einem Bild stand sein Vater, der *avvocato*, mit seiner Mutter vor dem Haus, auf einem anderen war seine Schwester zu sehen, die wie ein kleiner Engel aussah, und auch ein Foto von ihm und Salvatore war dabei. Dann zeigte er ihnen noch ein Porträt seiner Mutter in einem eleganten Kleid. Sie sah darauf wie eine Filmschauspielerin aus.

»Che bellezza!«, kommentierte Tante Laura voll Bewunderung.

Onkel Bernardo meinte dazu: »Merke dir, die Familie ist für uns Sizilianer die einzige verbindliche Autorität. Die Familie ist der eigentliche Staat in Sizilien. Der Staat der anderen ist für den Sizilianer reine Obrigkeit, die ihm Steuern, Militärdienst, Krieg und Carabinieri auferlegt. Wir haben viele Herren in Sizilien gehabt und alle haben uns ausgebeutet. Immer wollten sie etwas von uns. Auch in Amerika ist es nicht viel anders. Aber wir halten zusammen und bleiben Sizilianer. Für uns gelten nur unsere eigenen Gesetze. Auch der amerikanische Staat bedeutet uns weniger als die Familie.«

Im Herbst begann die Schule. Es war eine anspruchsvolle, eine gute Schule, die Eltern mussten dafür Schulgeld

bezahlen. Paul konnte dank seiner schnellen Auffassungsgabe dem Unterricht ohne Probleme folgen. Seine Mitschüler kamen aus italienischen, jüdischen und irischen Familien. Abgeholt wurde er von einem Schulbus. Das kannte er von Sizilien nicht.

Freundschaften bildeten sich fast ausschließlich zwischen Kindern mit demselben ethnischen Hintergrund. Die Lehrer bestanden aber darauf, dass in den Pausen nur Englisch gesprochen wurde. Einige der Väter der Schüler arbeiteten in den Docks von New York, andere waren Geschäftsleute und Polizisten. Die jüdischen Kinder fielen durch gute schulische Leistungen auf, was wahrscheinlich auch mit dem durchwegs höheren Bildungsgrad ihrer Eltern zusammenhing. Pauls Noten waren gut und wurden immer besser, es würde für ihn also kein Problem sein in die nächste Klasse aufzusteigen.

Nach Weihnachten kam Onkel Bernardo einmal besonders gut gelaunt nachhause. »Heute gehen wir aus, wir haben etwas zu feiern«, verkündete er.

»Was denn, Papa?«, riefen die beiden Mädchen, ihre Mama schmunzelte.

Als sie alle im Restaurant saßen, zog Bernardo ein paar Papiere aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. Auf einem Dokument prangte die amerikanische Flagge mit Adler. Er las daraus vor, aber die Kinder verstanden den Text nicht. »Es steht darin, dass Paul nun auch offiziell zu unserer Familie gehört, und das wollen wir feiern«, erklärte er ihnen.

Paul wurde im Gesicht ganz rot vor Freude, er stand auf und gab allen einen Kuss, etwas, was er bisher noch nie getan hatte. Dann sagte er verlegen: »Ich danke euch allen. Ich verspreche: ich werde euch immer gehorchen.«

Zu den Mädchen sagte er mit feierlicher Stimme: »Euch beide werde ich immer wie ein Bruder beschützen und verteidigen.«

Onkel Bernardo sah in ihm offenbar tatsächlich so etwas wie einen Sohn. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, mit ihm alles Mögliche zu besprechen, und nahm ihn manchmal auch mit, wenn er geschäftlich in New York unterwegs war. Paul liebte es, in dem großen Auto zu sitzen und die Stadt durch die Fenster zu betrachten. Seinen Geschäftspartnern stellte Bernardo ihn als neues Familienmitglied vor. Diese tatschelten Pauls Kopf, was er überhaupt nicht mochte. Während der Verhandlungen saß er neben Bernardo und betrachtete die Männer. Sie erinnerten ihn an jene Gestalten, die in die Kanzlei seines Vaters gekommen waren. Viele davon gefielen ihm nicht, aber er wagte es nicht, mit Bernardo darüber zu sprechen. Er hatte Angst, dass sein »neuer Vater« auch umgebracht werden könnte. Soweit er den Gesprächen folgen konnte, handelte es sich nicht nur um normale Geschäfte, man sprach auch darüber, dass man diesen oder jenen ausschalten werde. Es wurden Summen genannt, die ihm sehr hoch erschienen. Über die Polizei und die Behörden wurde stets abfällig und höhnisch gesprochen. Er ahnte, dass viele dieser Geschäfte rechtswidrig waren. Wahrscheinlich genauso, wie es in Sizilien gewesen war.

Dann war es auf einmal Ostern, und er dachte in der Kirche mit Schmerz an seine Familie, die er vor einem Jahr verloren hatte. Er zündete vor einem Altar drei Kerzen an und betete.

Der Sommer kam, das Schuljahr war zu Ende, sein Zeugnis war gut. Die Familie Spade begab sich auf Sommerfrische nach Long Island, wo sie ein Haus besaßen. Während

Laura und die Kinder ihre Tage am Strand verbrachten, arbeitete Bernardo in der Stadt. Nur an den Wochenenden kam er zu ihnen heraus. Er schien Sorgen zu haben, mit seiner Frau führte er oft bis in die Nacht hinein lange Gespräche. An manchen Wochenenden kam er überhaupt nicht.

Tina war meistens mit irgendwelchen Freundinnen unterwegs, Paul saß mit Laura und Maria stundenlang am Strand. Freunde hatte er hier in Long Island noch keine gefunden. Wenn Laura Besuch von befreundeten Familien bekam, ging es oft hoch her. Paul verzog sich dann meist, ging allein spazieren oder Eis essen. Zwischendurch las er amerikanische Bücher. Er liebte die Abenteuer von Tom Sawyer und Huckleberry Finn. Durch diese Lektüre wurde er für den Rassenunterschied zwischen Schwarz und Weiß sensibilisiert. Er beobachtete die Badegäste und versuchte sich ein Bild zu machen: die überwiegende Zahl hatte eine helle Hautfarbe, nur wenige waren etwas dunkler, schwarz war nur das Personal. Im Gemisch von Völkern, das es in New York gab, konnte er inzwischen auch schon einzelne Herkunftsländer zuordnen. Seine Gedanken und Beobachtungen hielt er in seinem Tagebuch fest, das er immer mitnahm. Seine Einträge verfasste er auf Sizilianisch, so wie man es in Corleone sprach. Er tat dies auch, weil er die Sprache nicht vergessen wollte.

Als er auf seinen Spaziergängen zufällig einmal an einem italienischen Restaurant vorbeikam und im Vorbeigehen einen Blick ins Gastzimmer warf, sah er Bernardo mit einigen Männern darin sitzen. Sie gestikulierten heftig und schienen sehr aufgebracht zu sein. Das Haus ruhte auf Stelzen, sodass Paul sich hinkauern und durch das offene Fenster die laute Konversation mithören konnte. Er vernahm die Stimme von Bernardo, die vollständig anders klang als

sonst: Er drohte in einem harten Tonfall einem anderen mit Konsequenzen, die dieser zu tragen haben werde. Paul war erschrocken, denn so hatte er ihn noch nie sprechen gehört. Es gab also zwei Seiten seines neuen Vaters, eine milde und freundliche und eine harte und drohende. Er hatte bisher nur eine davon kennengelernt.

Der restliche Sommer ging ohne besondere Vorkommnisse zu Ende und Paul war froh, als die Schule wieder begann, da ihm das Strandleben bereits zu langweilig geworden war.

In seinem zweiten Schuljahr fand er endlich einen Freund, es war ein jüdischer Junge namens Elias Rubens. Er war von ähnlicher Statur wie Paul und hatte dunkle, gelockte Haare. Seine Eltern waren während des Krieges aus Deutschland in die USA geflüchtet, Elias kam bereits in Amerika auf die Welt. Die beiden ruhigen und ernstesten Knaben waren einander auf Anhieb sympathisch gewesen. Sein neuer Freund wohnte nur eine Querstraße vom Haus der Spades entfernt. So konnten sie viel Zeit miteinander verbringen, machten gemeinsam ihre Aufgaben und gingen zusammen ins Kino, tauschten Comics und hörten Musik. Paul zeigte Elias, wie man die Seemannsknoten macht. Aber auch seinem Freund erzählte er nichts über das Schicksal seiner Familie in Sizilien. In dessen Leben schien es auch ein Geheimnis zu geben, über das er nicht sprechen wollte, das konnte Paul spüren. Elias gab Paul Bücher zu lesen, und wenn er bei ihm zu Besuch war, spielte er Paul am Klavier etwas vor. Das Haus der Rubens war völlig anders eingerichtet als das der Spades, es ähnelte in manchem der elterlichen Villa in Palermo. Die Möbel waren alt, an den Wänden hingen

Bilder und Zeichnungen. Elias' Vater handelte mit Antiquitäten und sie schienen viel Geld zu haben. Mama Laura war mit dieser Freundschaft einverstanden, weil ihr die Familie Rubens sehr kultiviert erschien. Sie selbst hatte einen College-Abschluss und ging immer wieder ins Theater und in die Oper. Bernardo hatte auch nichts gegen die Freundschaft mit Elias, da er mit Juden hin und wieder geschäftlich zu tun hatte und diese, wie er Paul sagte, immer pünktlich zahlten.

Eines Abends kam Bernardo nach Hause und legte voller Freude Opernkarten auf den Tisch. Sie würden alle zusammen in die Metropolitan Opera gehen, denn man gab seine Lieblingsoper, *Cavalleria rusticana*.

»Das ist die Oper für uns Sizilianer. Sie handelt von unserer Ehre und unserer Freundschaft.«

Tina schien nicht sehr begeistert zu sein, und Maria war noch zu klein, um mitkommen zu können. Festlich angezogen verfolgten sie die Aufführung von ihren Logenplätzen aus. Bernardo klatschte begeistert und rief »Bravi, bravi bis«, was Tina ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen offensichtlich als peinlich empfand. Paul gefiel die Musik, mit der Handlung – es ging um einen Ehrenmord, den ein Bauer verübt, weil ein anderer mit seiner Frau ein Verhältnis hatte – konnte er hingegen weniger anfangen.

»Wir Sizilianer haben eine Ehre, die wir verteidigen«, äußerte Bernardo Verständnis für das Mordmotiv, »ich würde nicht anders handeln.«

Beim musikalischen Zwischenspiel dachte Paul, er habe noch nie etwas so Schönes gehört. Begeistert erzählte er am nächsten Tag Elias davon. Dieser besaß eine Schallplattenaufnahme der ganzen Oper und auch noch viele andere Operaufnahmen. An nicht wenigen Nachmittagen saßen

sie von nun an in Elias' Zimmer und hörten klassische Musik.

Als der Todestag seiner Eltern sich zum zweiten Mal jährte, ging Paul allein in die Kirche, um zu beten und um wieder drei Kerzen anzuzünden. Dabei wurde ihm bewusst, wie fern sie ihm schon waren, er gedachte seiner Familie nur mehr von Zeit zu Zeit. Die Erinnerungen an Sizilien begannen insgesamt immer mehr zu verblassen. Das machte ihn traurig und er verspürte auch ein schlechtes Gewissen, weil es ihm jetzt doch so gut ging. So gut ging es ihm aber genau genommen gar nicht. Er hatte in Amerika noch kein einziges Mal richtig gelacht, er sprach nur wenig und blieb verschlossen. Die Menschen, mit denen er zu tun hatte, mochten ihn jedoch. Außer seiner neuen Familie waren das Mrs. Finkelstein, seine Lehrer, die Putzfrau, die Verkäufer, bei denen er seine Comics kaufte, die Menschen, die in der Pizzeria arbeiteten, und natürlich Elias. Sie alle mochten den ernstesten, hilfsbereiten und höflichen Jungen, der er war. Zu seinen beiden Schwestern hatte er ein gutes Verhältnis. Maria, die Kleine, liebte ihn geradezu abgöttisch und hing an seinen Lippen. Sie war es auch, mit der er am meisten sprach. Er erfand für sie Märchen und Geschichten, die er jeden Abend erzählen musste. Mrs. Finkelstein suchte er auch immer wieder auf, obwohl er keine Stunden mehr bei ihr nahm. Er brachte ihr Torten und süßes Gebäck, das Mama Laura gemacht hatte. Sie erkundigte sich stets darüber, wie es ihm in der Schule ging, und empfahl ihm gewisse Bücher, die er lesen sollte, was er auch tat.

Auch Tina gab sich nun mit ihm ab. Sie war 14 Jahre alt und ein körperlich voll ausgereiftes Mädchen. Heimlich verwendete sie das Make-up ihrer Mutter und trug auch ein

wenig Lippenstift auf. Ihr Vater sah das nicht gerne, weil sie seiner Meinung nach dafür noch zu jung war.

Von Zeit zu Zeit traf eine Nachricht von Onkel Salvatore aus Sizilien ein. Die Briefe waren nur kurz und die Orthographie schlecht, aber Paul freute sich darüber. Salvatore berichtete von den Schwierigkeiten, die sie mit anderen Familien hätten. Er selbst habe jetzt eine wichtigere Position in der Familie inne, sei zum Capodecina, dem Kopf eines Zweigs innerhalb der Familie aufgestiegen. Im Haus von Paolos Eltern in Palermo würden nun andere Menschen wohnen, ebenso in deren Besitz in Corleone. Er, Salvatore, werde dabei helfen, dass Paolo alles zurückbekomme, was ihm gehöre.

»Du wirst selbst einmal dafür sorgen«, schrieb er, »beide gemeinsam werden wir deine Eltern rächen und dir zu deinem Recht verhelfen.«

Die Vorstellung, dass die Mörder seiner Familie in ihrem Haus wohnten, erfüllte Paul mit Bitterkeit und auch mit Zorn. Er fühlte sich schwach und hilflos. Wie sollte es ihm gelingen, gegen so mächtige Leute etwas auszurichten? Er sprach auch mit Bernardo darüber.

»Du wirst groß und stark werden und wirst auch auf die Hilfe unserer Familie in New York bauen können«, versprach dieser ihm.

Bald nach Schulbeginn im Herbst fiel Paul auf, dass Tina schlechte Laune hatte. Als er sie fragte, ob alles in Ordnung sei, wollte sie zunächst nichts sagen, dann aber rückte sie damit heraus, dass sie in der Schule seit einiger Zeit von Klassenkollegen belästigt werde. Sie würden ihr immer dumme Sprüche hinterherrufen und fragen, ob sie ihren Busen angreifen dürften.

Für Paul war klar, dass es seine Pflicht war, hier einzuschreiten. Er beobachtete zunächst, wie diese Burschen, es waren

Nachkommen irischer Einwanderer, sich Tina gegenüber verhielten, dann ging er zu ihnen hin und stellte sie zur Rede.

»Ich ersuche euch, meine Schwester in Ruhe zu lassen«, sagte er ganz höflich.

Sie lachten ihn aus und sagten, sie würden weiterhin das tun, was ihnen Spaß machte.

»Deine Schwester hat wirklich schöne Titten«, höhnte einer.

»Wirst du uns nun verprügeln, du Zwerg«, sagte ein anderer.

Mit ernster Miene erklärte Paul: »Wir sind Sizilianer, und wenn jemand aus unserer Familie angegriffen wird, dann kommt ihm die ganze Familie zur Hilfe.«

»Und wie willst du Schwächling das anstellen?«, lachten sie.

»Ich habe ein Messer«, dabei zog er das Messer aus der Tasche, das ihm die Matrosen geschenkt hatten, »und ich werde einen nach dem anderen von euch damit angreifen, und wenn mir dabei etwas zustößt, wird mein Cousin mich rächen und ihr werdet es alle bereuen.«

Das Lachen erstarb der Bande auf den Lippen, als sie die Entschlossenheit sahen, mit der er sprach. Dann wiederholte er ganz ruhig:

»Ich bitte euch also, lasst von jetzt an meine Schwester in Ruhe.«

Dann drehte er sich um und ging.

Dieser höflich ausgesprochene Appell, mit einer unverhohlenen Drohung gepaart, würde später in seinem Leben zu einer typischen Verhaltensweise in seinem Umgang mit Menschen werden.

Seinem Freund Elias erzählte er nichts über diesen Zwischenfall. Ein halbes Jahr später erfuhr Bernardo aber

davon. Er nahm dies zum Anlass, um mit Paul ein längeres Gespräch zu führen.

»Paul«, begann er, »du hast mich immer wieder von der Familie sprechen gehört. Damit habe ich keineswegs nur Verwandte gemeint.«

»Ich habe mich lange Zeit gewundert, dass wir so viele Verwandte haben, aber dann habe ich verstanden, dass mit Familie auch etwas anderes gemeint ist.«

»Genauso ist es. In Sizilien und auch hier in den USA gibt es größere und kleiner Familien, die sind so etwas wie ein Club, da kann man, wenn man eingeladen wird, beitreten, aber man muss Sizilianer sein. Man kann dann aber nicht mehr austreten, man schwört einen Eid und verpflichtet sich das zu tun, was die Familie, das heißt vor allem der Capo der Familie, von einem verlangt. Die Familien sind so stark, dass sie keinen Staat mit Gesetzen benötigen. Sie machen die Gesetze selbst. Über die Familie darf nichts nach außen dringen, es herrscht das Gesetz des Schweigens, die Omertà. Wer diese bricht, muss sterben. Wir haben auch Regeln, nach denen wir leben müssen. Wir sind gut zu unseren Frauen und Kindern, wir spielen nicht um Geld, wir nehmen kein Rauschgift, wir lügen einander nicht an und wir protzen nicht mit unserem Geld. Unsere Geschäfte nennen wir Cosa Nostra.

Diese Organisation ist von Familien in Sizilien zur Zeit der Unterdrückung entstanden und unsere Traditionen stammen noch aus diesen Zeiten. Alles bleibt geheim, niemand Außenstehender darf über uns etwas erfahren. Wir nennen uns Männer der Ehre, *uomini d'onore*. Ehrenmänner stehen über den übrigen Menschen. Dein Vater war ein Ehrenmann, ebenso ist es dein Onkel Salvatore. Wenn du dich weiter so gut entwickelst, kannst auch du einmal einer

werden. Das, was du für Tina gemacht hast, ist die Tat eines zukünftigen Ehrenmannes.«

Eines Tages brachte Bernardo einen Mann mit nachhause, der einen großen Karton trug. Die ganze Familie sah beim Auspacken zu. Ein Kasten aus Bakelit mit einer großen Scheibe und vielen Kabeln kam zum Vorschein,

»Das ist unser Fernsehapparat«, erklärte Bernardo stolz.

Der Apparat veränderte das Familienleben völlig. Jeden Abend saßen sie zu fünft vor dem Apparat und sahen begeistert schwarz-weiße Bilder über die Mattscheibe flimmern. Es gab Comedy-Shows und Fortsetzungsgeschichten wie *I Love Lucy*, *My Little Margie* und *I Married Joan*. Auch viele in den Kinos gezeigte Kurzfilme wurden gesendet. Es gab die ersten Talkshows und die Seifenoperen. Diese wurden deshalb so genannt, weil dabei Seifenreklame gemacht wurde. Die Kinder liebten vor allem die Zeichentrickfilme, die *Saturday Morning Cartoons*.

Die Eltern aber saßen oft mit ernsten Gesichtern vor dem Fernsehapparat, um die sogenannten Kefauver-Hearings zu verfolgen. Ein aus Senatoren bestehendes Komitee hatte die Aufgabe, Informationen über das organisierte Verbrechen einzuholen und Vorschläge zu dessen Bekämpfung zu unterbreiten. Die Ermittlungen sorgten in den Vereinigten Staaten für großes Aufsehen, was noch dadurch verstärkt wurde, dass dies die erste Senatsuntersuchung war, die im US-Fernsehen übertragen wurde. Der Ausschuss konzentrierte sich bei seinen Ermittlungen ausschließlich auf die italo-amerikanische Mafia in den USA und nicht auf andere Verbrecher-Syndikate. Aufgrund der Vorschläge des Komitees wurden neue Gesetze erlassen. Einer der Erfolge der Kefauver-Hearings war jedoch, dass J. Edgar Hoover und das FBI fortan die Exis-

tenz der organisierten Kriminalität anerkennen mussten und diese nicht weiter leugnen konnten. Prozesse wurden geführt und eine große Anzahl von Mafiosi wurde verurteilt und eingesperrt.

Auch einige Freunde von Bernardos Familie waren davon betroffen und wanderten für ein paar Jahre ins Gefängnis.

Bernardo schlief schlecht und begann auch zunehmend schlechter auszusehen. Die Polizei hatte auch in seinen Pizzerien Hausdurchsuchungen durchgeführt, aber nichts gefunden. Er war mehrmals befragt worden, hatte aber jede Verbindung zu kriminellen Machenschaften abgestritten. So war ihm nichts passiert, außer dass seine Geschäfte schlechter gingen, vor allem der Lebensmittelimport aus Sizilien hatte darunter gelitten.

Paul hatte sich auch für die Kefauver-Untersuchungen interessiert und auch die zahlreich erschienenen Zeitungsberichte darüber gelesen. Dabei erfuhr er viel über die Mafia, wie die Behörden die Organisation nannten. Er fragte Bernardo, was für Verbrechen das denn seien, deren seine Bekannten angeklagt waren.

Details dürfe er keine nennen, er könne nur Grundsätzliches dazu sagen, erklärte ihm Bernardo. »Unsere Leute sind Geschäftsleute, sie wollen die Menschen mit Produkten versorgen, nach denen sie verlangen, deren Vertrieb aber vom Staat untersagt ist. In der Prohibitionszeit ist es der Alkohol gewesen, jetzt ist es das Glücksspiel, und dann sind da noch die Drogen. Wir kümmern uns aber auch um Gewerkschaften, bieten den Menschen Schutz an, der natürlich etwas kostet. Ich denke, daran ist nichts Unehrenhaftes, die Bedürfnisse der Menschen sind da, und wenn wir diesen nicht nachkommen, so tun das andere. Unter unserer Kontrolle verlaufen die Geschäfte wenigstens geregelt und

ohne Streit und Übergriffe zur allgemeinen Zufriedenheit ab. Wenn sich zwei Sizilianer streiten und sich nicht einigen können, gehen sie zu ihrem Capo, der schlichtet den Streit, ohne dass man vor Gericht gehen muss. Wir sind gerechter und effizienter als der Staat.«

Mit dieser Erklärung gab sich Paul vorerst zufrieden. Er liebte seinen neuen Vater und sah in ihm ein Vorbild, dem es nachzueifern galt. Nach einiger Zeit waren diese Hearings im Fernsehen nicht mehr zu sehen und somit auch aus dem Alltag von Paul verschwunden.

Er wurde nun bald 14 Jahre alt, er schoss in die Höhe und auch die Hormone begannen in seinem Körper Unruhe zu stiften. Neuerdings interessierte er sich für Mädchen und sah sich in der *Saturday Evening Post* Frauenbeine und die Unterwäsche-Reklame an. Mit seinem Freund Elias unterhielt er sich über die Vorzüge und das Aussehen ihrer Mitschülerinnen. Eines Morgens entdeckte er in seinem Pyjama einen nassen Fleck, den er sogleich im Bad auswusch. Sein Sexualleben hatte begonnen.

Dann änderte sich sein Leben von einem Tag auf den anderen. Er war gerade aus der Schule heimgekommen, als es läutete. Die Polizei stand vor der Tür und überbrachte eine schlimme Nachricht. Eine von Bernardos Pizzerien war überfallen und Bernardo dabei angeschossen worden. Die entsetzte Familie fuhr mit einem Taxi ins Spital. Bernardo lag in einem Einzelzimmer, bleich und bewusstlos, der Körper war bandagiert, eine Bluttransfusion hing an einem Arm. Sie durften nicht zu ihm hinein, konnten nur durch eine Fensterscheibe zu ihm hineinschauen. Laura schluchzte. »Er wird durchkommen, er hat Glück gehabt«, versicherte ihnen ein Arzt. In der ersten Zeit besuchte Paul Bernardo ihn fast täglich, saß bei ihm und hielt seine Hand.

Als Bernardo endlich aufstehen konnte, stützte und begleitete er ihn bei seinen ersten Spaziergängen am Gang.

Bernardo erholte sich nur langsam, es dauerte zwei Monate, bis er körperlich halbwegs wiederhergestellt war. Seine Energie und seine Lebensfreude blieben für lange Zeit gebrochen.

Der Grund für den Überfall war ein Konflikt mit einer anderen Mafia-Familie gewesen. Mit dieser Familie hatte es immer wieder Streitereien über verschwundene Waren gegeben. Dann war auf einmal eine große Lieferung aus Italien nicht mehr auffindbar gewesen, der Schaden war groß. Man beschuldigte Bernardo, die Ware genommen zu haben, man glaubte seinen Unschuldsbeteuerungen nicht und überfiel daraufhin seine Pizzeria. Es war nicht klar, ob man ihn töten oder ihm nur einen Denkkzettel verpassen hatte wollen.

Die Bonanno-Familie, der Bernardo angehörte, schlug zurück und es kam zu mehreren Schießereien mit Todesopfern auf beiden Seiten. Endlich einigten sich die Bosse auf einen Waffenstillstand. Der wahre Dieb konnte ausfindig gemacht werden und wurde liquidiert. Der Capo der Bonanno-Familie, Joe, war selbst zu ihnen nachhause gekommen und hatte seine Hilfe angeboten. Laura hatte aber dankend abgelehnt und begonnen die Geschäfte allein zu führen. Das alles wusste Paul aber nicht.

In dieser schweren Zeit merkte Paul, wie sehr er sich mit seiner Familie verbunden fühlte. Sein Verhältnis zu Laura wurde noch enger. Wenn sie beide an Bernardos Bett saßen, hielten sie einander an den Händen. Er hatte ihr gesagt, dass sie für ihn nun seine Mutter sei und er sie nicht verlieren wolle. Laura hatte durch die Sorgen die ersten grauen Strähnen bekommen, die man aber inmitten ihres blonden

Haars kaum bemerkte. Sie liebte diesen sensiblen Jungen mit den traurigen Augen wie ihr eigenes Kind.

Nach einem halben Jahr schien die Gefahr endgültig gebannt und ihr Leben konnte wieder den gewohnten Lauf nehmen. Bernardo arbeitete wie früher, jedoch war er nicht mehr der Alte, er scherzte kaum noch und nahm seine Mahlzeiten meist schweigend ein.

Paul war durch diesen Anschlag vollständig durcheinandergebracht worden. Die Sicherheit und Stabilität, in der zu leben er bisher geglaubt hatte, war ins Wanken geraten. Er hatte panische Angst, auch diese Familie wieder zu verlieren und konnte kaum mehr schlafen. In seiner Not erzählte er Elias von seinen Sorgen und Ängsten. Er machte das, was er eigentlich nicht tun hatte wollen, er erzählte seinem Freund auch alles über den Mord an seinen Eltern.

»Ich habe solche Angst, dass ich jetzt auch meine neue Familie verliere«, schluchzte er. »Was kann ich dagegen tun?«

Elias hörte ihm teilnahmsvoll zu und tröstete ihn. Dann erzählte er ihm die Geschichte seiner Familie, die im Krieg aus Deutschland geflüchtet war. Seine Großeltern und eine Tante waren zurückgeblieben und von den Nazis ermordet worden. Beide waren sie also Kinder, die schon früh in ihrem Leben mit dramatischen Ereignissen und persönlichem Leid konfrontiert worden waren.

Aus seinen Befürchtungen heraus fasste Paul nun einen Entschluss. Er wollte selbst in der Lage sein, seine Familie zu verteidigen. Dazu musste er lernen, mit einer Waffe umzugehen. Bei der nächsten Gelegenheit sprach er Bernardo dahingehend an.

»Du willst schießen lernen?«

»Ja, ich möchte auch eine Pistole besitzen.«

»Ich werde darüber nachdenken«, versprach ihm Bernardo.

Einige Tage später fuhr Bernardo mit ihm zu den Dyker Heights in der Bronx, wo sie vor einer Halle hielten. Ein Schild verkündete, dass sich hier der Bay Ridge Rod & Shot Club befand. Am Eingang wurden sie von einem hünenhaften Mann freundlich empfangen, denn Bernardo hatte vorher mit ihm telefoniert und ihm die Grüße von Bekannten ausgerichtet. Der Mann nahm sich Zeit und gab beiden zunächst eine theoretische Einführung in die Waffenkunde, dann verkaufte er ihnen mehrere Broschüren über Schusstechniken und Pistolen. Anschließend ging er mit ihnen zu einem Schießstand, setzte ihnen Ohrenschützer auf und ließ sie beide mit einer Pistole auf eine Zielscheibe Schüsse abgeben. Obwohl Paul die Pistole in beide Hände nahm und fest umschlossen hielt, schlug es ihm durch den starken Rückschlag die Waffe beinahe aus der Hand. Bei Bernardo merkte man sofort, dass er schon Übung hatte. Von nun an gingen beide einmal im Monat in den Schießklub. Paul machte allmählich Fortschritte.

Von dem Hünen, sein Name war Sam, lernte er zuerst mit der Luftpistole, dann mit einer freien Pistole und schließlich mit einer Sportpistole zu schießen. Er machte Übungen zur Kräftigung und Stabilisierung der Armmuskulatur und lernte die richtige Atmung für die Schussabgabe. Im Laufe eines Jahres war Paul zu einem guten Schützen geworden. Zu seinem 15. Geburtstag bekam er von Bernardo eine Waffe geschenkt, die aber stets in einer verschlossenen Lade aufbewahrt wurde. Auf Bernardo selbst schien das gemeinsame Waffentraining auch einen positiven Effekt zu haben, er wirkte wieder selbstsicherer und kraftvoller.

Paul hatte seinen 16. Geburtstag gefeiert, er war zu einem gutaussehenden jungen Mann herangereift, seine schwarzen Haare trug er nun gescheitelt, seinen sprießenden Bart musste er bereits rasieren. Elias und er hatten angefangen Mädchen zu *daten*. Man saß in Drug Stores und trank am Soda Fountain alkoholfreie Getränke. Sie gingen mit ihren Flammen ins Kino und begannen das zu tun, was man Petting nannte. Sie küssten sich endlos und betasteten sich ausgiebig, dabei pressten sie ihre Körper aneinander. In der Garage von Elias' Vater stand ein alter Buick. In diesen setzten sie sich mit den Mädchen und ihre Liebesspiele gingen immer weiter und wurden intensiver. Da ergab es sich, dass die Familie von Elias an einem Wochenende wegfuhr und die beiden jungen Herren die Gelegenheit hatten, ihre Freundinnen in die Wohnung einzuladen. Ihren jeweiligen Eltern hatten die jungen Leute gesagt, dass sie bei Freundinnen und Freunden übernachten wollten. Der Abend verlief ganz nach Pauls und Elias' Vorstellungen. Es wurde getanzt und geknutscht, bis es alle nicht mehr aushielten und ihre Spiele zu dem führten, was sie sich erhofft hatten. Es waren die Mädchen, die dabei die Initiative ergriffen. Sie hatten auch die notwendigen Verhütungsmittel mitgebracht und besaßen schon eine gewisse Erfahrung. Die beiden Knaben verloren ihre Unschuld und fühlten sich danach wie die Könige. Paul hatte das Gefühl, nun ein richtiger Mann zu sein. Er war am Tag darauf in Hochstimmung, die sich nicht verbergen ließ. Mama Laura, die ihn gut genug kannte, sagte bei der Mittagsmahlzeit: »Unser Paul ist, wie mir scheint, verliebt.«

Paul errötete, Tina sah ihn prüfend an und zog die logischen Schlüsse. Sie kannte die Freundin des Bruders. Sie beschloss ihn zu warnen, denn sie wusste, dass es mit deren

Treue nicht weit her war. Aber die Ferien sorgten ohnehin für eine Unterbrechung der Liebesbeziehungen.

Am 14. Januar des Jahres 1957 wurde Paul 17 Jahre alt und der Geburtstag wurde gebührend gefeiert. Bernardo schenkte ihm einen Plattenspieler, woraufhin Paul ihm vor lauter Freude um den Hals fiel.

Im Februar erreichte ihn ein Schreiben aus Italien von seinem Onkel Salvatore, das Paul mit einem Schlag aus seinem sorglosen Teenager-Dasein riss und einen Wendepunkt in seinem Leben markieren sollte.

In dem Brief stand geschrieben: *»Es ist so weit. Du bist nun alt genug, um den Mord an deiner Familie zu rächen. Die Namen der Mörder sind bekannt. Ich werde dir dabei helfen. Ich habe Bernardo geschrieben, was zu machen ist. Ich lege einen Zeitungsausschnitt bei, der nach dem Mord erschienen ist. In einem zweiten Ausschnitt siehst du den Mörder, der nun in eurem Haus wohnt. Folge den Anweisungen von Bernardo.«*

Paul nahm die Zeitungsausschnitte in die Hand. Auf einem war das Haus in Corleone zu sehen. Das Bild zeigte den geöffneten Wagen mit der Leiche seines Vaters, im Hintergrund war die Treppe mit den Leichen seiner Mutter und seiner Schwester zu sehen. Ein heftiger Schmerz durchfuhr ihn bei dem Anblick. Er fiel auf sein Bett, umfasste seinen Kopf mit beiden Händen und schrie auf. Mama Laura stürzte in das Zimmer und drückte ihn an sich. Sie strich ihm über das Haar und versuchte ihn zu beruhigen. »Was hast du, mein Schatz?«

Er zeigte auf den Brief. Sie hob ihn auf, las ihn durch und fing beim Gedanken, dass ihr unschuldiger Paul nun auch in das schmutzige Handwerk hineingezogen werden sollte, zu weinen an. Sie war seit vielen Jahren mit einem Mann verheiratet, der die dunklen Seiten seines Daseins vor ihr zum

großen Teil verborgen gehalten hatte. Sie ahnte nicht nur, sondern wusste teilweise auch Bescheid über die Geschäfte, die er und seine Freunde betrieben, aber sie hatte das alles verdrängen können. Sie hatte sich vorgemacht, dass Bernardo nichts wirklich Böses getan habe. Er war immer ein zärtlicher Ehemann und den Kindern ein guter Vater gewesen, der ihnen allen ein Leben in materiellem Wohlstand ermöglicht hatte. Wie hatte sie, die doch eine gläubige Katholikin war, ihre Augen bloß so vor der traurigen Wahrheit verschließen können? Der Überfall auf Bernardo hätte sie schon aufrütteln und ihr klarmachen müssen, dass es sich um keinen gewöhnlichen Raubüberfall gehandelt haben konnte. Mit ihren Freundinnen, die auch aus Mafia-Familien stammten, sprach sie nie über die Geschäfte der Männer. Plötzlich wurde ihr klar, dass ihr Familienleben auf einer einzigen Lüge aufgebaut war. Sie beschloss ihre Kinder aus diesem Sumpf hinauszuführen und sie fortan in einer anderen Welt aufwachsen zu lassen.

Sie blieb lange an Pauls Bett sitzen und streichelte ihn, so wie sie es getan hatte, als er zu ihnen gekommen war. Paul beruhigte sich langsam.

Als Bernardo an dem Abend von der Arbeit nachhause kam, empfing sie ihn mit eisigem Schweigen. Sie stellte ihm sein Essen auf den Tisch und sprach kein Wort. Als er sie fragte, was denn los sei, warf sie den Brief, den Paul erhalten hatte, vor ihn hin. Der Inhalt war für ihn keine Überraschung, denn Salvatore hatte ihm schon vor einiger Zeit geschrieben, dass nun die Zeit der Rache gekommen sei. Als Bernardo später ins Schlafzimmer kam, musste er feststellen, dass das Bett neben ihm leer war. Laura war in ein anderes Zimmer gezogen. Die Eheleute sprachen fortan nur noch das Notwendigste miteinander. Bernardo war ver-

zweifelt, denn er liebte seine Frau und seine Familie. Aber er sah keine Möglichkeit, sich den Befehlen Salvatores, auf deren Einhaltung auch der Capo der Bonanno-Familie bestanden hatte, zu widersetzen. Er wurde depressiv und begann in seiner Verzweiflung zu viel zu essen. Paul und die Mädchen hatten die schlechte Stimmung natürlich mitbekommen. Paul ahnte, dass es mit ihm zu tun haben könnte, und er bemühte sich, zu Bernardo so nett und freundlich zu sein wie immer. Schließlich kam der Tag, da Bernardo ihn zu sich rief und ihm ein langes Schreiben überreichte, in dem stand, was genau er zu machen habe. Es sei bereits alles Notwendige organisiert, teilte er ihm mit.

Paul würde mit Mrs. Finkelstein nach Neapel fliegen und von dort mit dem Schiff nach Palermo übersetzen. Dort würde er sich von Mrs. Finkelstein trennen und Salvatore treffen, der ihm die weiteren Instruktionen erteilen würde. Mrs. Finkelstein sei in keiner Weise in den eigentlichen Zweck der Reise eingeweiht. Man habe ihr gesagt, dass sie den Jungen begleiten solle, weil man Angst habe, ihn allein nach Europa zu schicken. Während er einige Tage bei seinen Verwandten verbringen werde, würde sie Sizilien bereisen und erst kurz vor dem Rückflug wieder mit ihm zusammentreffen. Wenn man sie in den Hotels fragen sollte, in welchem Verhältnis sie zu ihm stehe, möge sie sagen, er sei ihr Neffe. Mrs. Finkelstein hatte das Angebot freudig angenommen, denn es war schon immer ihr Wunsch gewesen, Italien und Sizilien zu bereisen, aber ihre finanziellen Mittel hatten nie gereicht.

Paul hatte sich langsam gefangen und den Auftrag von Salvatore akzeptiert. Er verspürte kein Rachegefühl gegenüber den Mördern in sich, aber er fühlte sich Salvatore und

Bernardo verpflichtet. Der eine hatte ihm das Leben gerettet und der andere ihn aufgezo-gen. Er respektierte und schätzte beide. Er sah auch, wie besorgt Mama Laura war und wie sehr sie ihn liebte. Als er sich von ihr verabschiedete, weinten sie beide.

»Wie können sie von dir so etwas verlangen. Ich werde Bernardo das nie verzeihen.«

Sie schenkte ihm ein goldenes Halskettchen mit einem Anhänger, auf dem die Muttergottes abgebildet war.

»Die Madonna wird dich beschützen.«

»Sei wieder gut mit Bernardo, auch er muss gehorchen. Ich komme zurück und wir leben dann wieder alle zusammen wie bisher.«

Seine beiden Schwestern umarmten ihn stürmisch.

»Ich wäre auch gerne einmal nach Sizilien gereist«, seufzte Tina.

Maria schenkte ihm zum Abschied eines ihrer Lieblingskuscheltiere.

»Teddy wird gut auf dich aufpassen.«

1957

Bernardo brachte Paul und Mrs. Finkelstein zum Flughafen La Guardia. Alle drei waren aufgereggt, die beiden Reisenden, weil sie noch nie zuvor geflogen waren, und Bernardo, weil er den Jungen liebte und um ihn bangte. In der Abflughalle fanden sie ohne Probleme den richtigen Schalter und checkten ein. Sie waren erleichtert, als sie endlich im Flugzeug saßen. Der Flug würde sie über Shannon in Irland nach Neapel führen. Von dort würden sie mit dem